

Einmal, knapp 17 Jahre ist das her, lag ich nachts kurz nach 3 Uhr in halbwacher Starre auf einem Sofa und sah eine Dokumentation über eine russische Künstlerkolonie, in der gesellschaftliche Außenseiter zwischen Freiheit und Entbehrungen pendelnd, ihr individuelles Heil zu finden suchten. Ich selbst war nach einer langen Reise von Thailand über Sri Lanka nach Australien, während der ich unter anderem als Betonmischer-Fahrerin, Rinderhirtin und Assistentin in einem Bestattungsunternehmen meine Weiterreise finanziert hatte, zurück in Deutschland. Einem Land, in das ich nach dem plötzlichen Tod meines Vaters zuvor, lange keinen Fuß mehr setzen wollte. Vergifteter Boden.

Nun tanzte aber in diesem Dokumentarfilm eine kahlgeschorene junge Frau singend durch das Bild. Ich weiß nicht, was sie sang: untertitelt war die Szene mit eckige Klammer auf – „singt“ – eckige Klammer zu. Plötzlich, unvermittelt warf sie sich in ein Gebüsch aus Brennesseln, ruderte mit nackten Armen und Beinen in den Nesseln, gerade so wie man im Schnee liegend einen Engel formen wollte, und rief: „Ich bin ein blondgelockter Ahornbaum!“

Ich bin froh, dass die Untertitelung des Films hier über ein eckige Klammer auf – „schreit“ – eckige Klammer zu hinausging. Wie viel wäre sonst anders verlaufen? Ich begriff in dieser Sekunde eindringlich, dass keine gesellschaftliche Vorgabe für mich eine Bedeutung haben muss. Art – Unart, Schönheit – Hässlichkeit, normal – unnormal: diese Ausgehuniformen für den Geist und die traditionelle abendländische Trennung von Form und Idee, Körper und Geist, Materiellem und Geistigen.

Einzig wichtig muss mir für mich meine Empfindung zu den Dingen bleiben, ein unverstelltes Gefühl, das das Auge in die Weite zieht. Ein absolutes Wissen ist tabu. Ich halte mir vor den Belehrungen der Moralisten und Gleichmacher die Ohren zu, damit mir von ihren Ausdünstungen nur Ahnungen bleiben. Das subjektiv als hässlich und als schön empfundene sollen gleichberechtigt ins Gespräch kommen.

Nun habe ich schon so viel gesprochen und noch nichts zu meinen Bildern gesagt.

Doch genau dieses Anekdotenhafte ist es, aus dem sich viele meiner Arbeiten heraus entwickeln.

So wie alles Erlebte, Gefühlte, Gelesene in eine Zeichnung eingehen kann, so kann es auch jedes Lebewesen, jedes Ding, alles aus der belebten und unbelebten Natur sein, über das ich meine leeren Seiten breite und so lange daran herum schraffiere, bis die Dosis an Wirklichkeit erreicht ist, die ich gerade noch ertragen kann.

Da treffen sich Erlebnis Schnellstraßen mit den Erlebnisstillständen einer sich immer rascher faltenden Zeit, und rühren in meinem Kopf eine Suppe zusammen, die ich löffeln muss, weil ich sonst nichts anderes mit meinem Gehirn anzufangen weiß. Von banal bis fatal.

Ich denke an die schreiende Möwe, die mir höchstwahrscheinlich geklaute Pommes mitten auf das Deck des Segelboots fallen lässt, als ich gerade in den die Krümel des türkischen Kaffees mit der Zunge in meinen Zahnzwischenräumen ertaste. Dazu plätschert direkt aus dem Radio hinein ins Gewissen die immer höher geschichtete mediale Informations-Lasagne aus fernen und nahen Krisengebieten. Vögel, Fritten, Streubomben – erreichen mich in derselben Sekunde. Ich kann mir in mir selbst keinen Teppich vorstellen, der groß und pel-

zig genug ist, dass ich alles unter ihn kehren und vergessen könnte. Vor allem das Unbehagen, das die Zeit, in der ich lebe, manchmal in mir installiert.

Neulich fand ich eine Votivtafel, ein in eine handtellergröße Silberplatte gehämmertes, aufgespießtes Bein, ein Hilfesuch einer Verwundeten, eine Art Opfergabe an eine kleine Bamberger Kapelle verbunden mit einer Bitte an himmlische Helfer, die als visuelle Note in meiner Erinnerung festhängt und vielleicht einmal wieder in einer Zeichnung auftaucht.

Nichts davon ist wichtig und nichts davon ist unwichtig. Ich möchte mir noch keinen Filter leisten können oder müssen, der das entscheidet.

Wohl aber habe ich mich dafür entschieden, keine Furcht vor dem Unbehagen zu haben.

Optimismus auf Bestellung gibt es beim Online-Shopping. Ich möchte anbieten: Irritieren, Verschrecken, Auflösen, Beruhigen. Unendlich gedachte Träume, die aus allen Richtungen einströmende Laute aufsaugen und in den Ruinen der Gegenwart kleine Blumenkästen daraus bauen.

Ich möchte zwanglos überleiten zu Albert Camus, dessen Vortrag an der Universität Uppsala vom 14. Dezember 1957 mir seit geraumer Zeit durch die Eingeweide rast, auch weil es dort hieß: „Wenn jemand kein Recht auf Einsamkeit hat, so ist es, entgegen der landläufigen Auffassung, gerade der Künstler. Die Kunst kann kein Monolog sein. Auch der einsame, unbekannte Künstler bestätigt ganz einfach seine tief innere Berufung, indem er an die Nachwelt appelliert.“

Für mich, die ich in einigen Ländern stets wilde Behausungen in relativer Menschenleere bewohne und die soziale Interaktion in bürgerlichem Ambiente scheue, eine Aussage, die gehörig in meinem Gebälk umher poltert.

Ich beruhige mich. Er spricht ja nicht vom Dialog zu Lebzeiten.

Denn ehe ich wusste, was ich mit der Kunst anfangen sollte, wusste ich zuerst, was ich in der Kunst nicht will.

Ich will nicht neben einer Arbeit stehen und sagen: „Sehen Sie, blaue Wellen, ein Schiff geht unter, da bin ich - ein Selbstbildnis, der karikierte Wolf mit den spitzen Zähnen und den prallen Brüsten – und das Bild riecht etwas schlecht, weil sich der Schellack mit dem Chlor nicht verträgt, und vielleicht sieht morgen alles anders aus, da die Pigmente vom Papier fallen, weil das Fixativ-Spray alle war. Ich möchte mich in zeitlich ausgedehnten Bildräumen mit der raum-zeitlichen Denk- und Wahrnehmungsweise auseinandersetzen und mit einer überpersönlich geschaffenen Figur Tabu-Zonen der Kultur betreten und damit ihre Ordnung stören.“ Und so weiter und so fort.

Dem Menschen, der davor steht, und in den Wellenformen eher die schwere Steppdecke seiner Großmutter sieht, die sich heute noch über die Kälte dieser Welt legt, mache ich damit seine höchst subjektive Schau zur Sau.

Auch den, der davor steht und sagt, „... das kann mein Hund besser malen“, möchte ich nicht bekehren, belehren.

Meine Arbeit soll eine intensive Innenschau bleiben, die widerborstig und dabei schonungslos sein soll – zum Selbst, zum Anderen.

Ich stehle eine letzte Zeile bei Camus.

„Die Kunst lebt nur von dem Zwang, den sie sich selber auferlegt: an fremden Zwang stirbt sie.“